»Du machst mir Angst.«

Erst jetzt blickte er Jakob an. Der antwortete nicht sogleich. Er wollte ruhig bleiben. Es fiel ihm immer so schwer, ruhig zu bleiben, wenn er nicht verstanden wurde. Also nickte er mehrfach mit dem Kopf, griff nach seiner Tasse Tee und überlegte, während er zwei, drei Schluck zu sich nahm, was eine ruhige, souveräne Antwort wäre.

»Wovor hast du denn Angst, Henry? Es ist nur ein Artikel und ich rufe doch nicht zum Kampf auf, sondern einfach nur zu mehr Gerechtigkeit.«

»Und wie soll diese Gerechtigkeit erreicht werden?«

Allem Anschein nach machte es Henry mehr Mühe, ruhig zu bleiben.

»Durch Verzicht.«

Henry musste unweigerlich lachen.

»Jakob, ich bitte dich. Wir reden doch hier nicht von dem Verzicht auf ein Glas Wein. Es geht doch hier um einen viel grundlegenderen Verzicht. Du willst einen Verzicht auf sein eigenes Lebensrecht. Ein Verzicht auf die Gestaltung seines eigenen Lebens, wie man es selbst für richtig hält. Hinzu kommt, dass du im Prinzip ganze Staaten und Gesellschaften zum Verzicht aufforderst. Auf was sollen die verzichten? Auf eine leistungsstarke Wirtschaft? Auf Innovation und Forschung?«

»Diese leistungsstarke Wirtschaft hat uns doch an den Abgrund getrieben!«

»Hat sie nicht.«

»Natürlich hat sie. Wenn du einmal die Augen öffnen würdest, dann sähest du, wohin sie uns geführt hat. Mit unserer leistungsstarken Wirtschaft haben wir die Natur zerstört und die Psyche unserer Gesellschaft. Schau sie dir doch an, wie sie alle durch das Leben hetzen, nur noch funktionieren und konsumieren! Diese leistungsstarke Wirtschaft hat uns doch nicht mehr Menschlichkeit gebracht.«

Henry sah vieles anders. Man müsse die Dinge differenzierter sehen, dürfe nicht alles nach Schwarz und Weiß beurteilen, Verallgemeinerungen seien immer gefährlich und überhaupt dürfe man nicht all die Vorteile außer Acht lassen: die medizinischen Errungenschaften, die stabile Versorgungslage, die Sicherheit auf den Straßen, Bildungsrate, Lebenserwartung, Kindersterblichkeit und, und, und.

Jakob bemerkte, dass Henry ihn nicht verstand, nicht verstehen wollte und es machte ihn traurig. Seit Kindestagen waren sie befreundet. Henrys Eltern waren wohlhabend, seine eigene Mutter – den Vater hatte er nie kennengelernt – war es nicht. Sie hatte nie gejammert, war gebildet, gab ihm schon in frühen Jahren anspruchsvolle Literatur zum Lesen und diskutierte anschließend mit ihm. Bei den Hausaufgaben brauchte er so gut wie nie Hilfe, aber wenn, dann wusste seine Mutter Bescheid. Fernsehen wurde kaum geschaut, außer Quizshows, die liebte sie. Zum Abendessen saßen sie vor dem Fernseher und er war überrascht, wenn sie mal eine Frage nicht beantworten konnte. Anschließend ging sie meist auf den Balkon, rauchte eine Zigarette. Ihm gefiel das nicht. Er wusste, dass es sie eines Tages umbringen würde, aber sie lächelte das weg. Der Tod sei schließlich ein besserer Ehemann als sein Vater. Jener sei immerhin treu. Jakob konnte darüber nicht lächeln. Es zog ihm im Gegenteil die Magengrube zusammen, die Mundwinkel spannten sich nach unten und er spürte diesen Druck auf den Augenlidern, den er so gern über eine Träne hätte entweichen lassen, aber nicht konnte. Seine Mutter starb schließlich, als er siebzehn war.

»Es ist gut so«, sprach sie, »ich hätte dich sonst nicht gehen lassen.«

Er wusste nicht, was sie damit meinte. Sie sprach danach noch anderes, aber dies waren die Worte, die ihm in Erinnerung geblieben sind. Henrys Eltern nahmen ihn für ein Jahr in ihr Haus auf, bis er zusammen mit ihrem Sohn Abitur machte. Henry und seine Eltern waren immer nett und hilfsbereit. Es war nicht unüblich, dass Henry etwas hatte, was Jakob auch gerne gehabt hätte. Henry bemerkte dies so gut wie immer und jedes Mal teilte er es mit Jakob oder überließ es ihm ganz. Einmal, sie waren beide fünfzehn, hatte Henry ein Mountainbike zum Geburtstag bekommen. Stolz zeigte er es Jakob. Dann zog er ein Schloss aus seinem Rucksack, verriegelte sein Fahrrad, holte einen zweiten Schlüssel aus der Tasche und überreichte ihn Jakob.

»Du kannst es jederzeit benutzen.«

Henry war ein großartiger Freund, vielleicht der beste, den man sich nur wünschen konnte. Und er hatte ein großes Herz. Es gab aber etwas, das er nicht

begriff, nicht begreifen konnte. Die Großzügigkeit Henrys empfand Jakob zunehmend als belastend. Henry hatte überhaupt keine Vorstellung von dem demütigenden Gefühl, von der Gönnerhaftigkeit eines anderen abhängig zu sein. Er verstand nicht, dass diese Großzügigkeit sie auf unterschiedliche Stufen stellte und er, Jakob, stets in der Schuld Henrys stand, obwohl dieser selbst nicht mehr oder weniger für diesen Status getan oder gearbeitet hatte. Henry hatte einfach das Glück, in eine wohlhabende Familie geboren worden zu sein. Und dieses Glück machte ihn blind für das Unbehagen, das Jakob verspürte, wenn Henrys Herz am weitesten geöffnet war.

»In diesen Zeiten, Jakob. Du weißt, wie viele Probleme ich im Theater schon hatte wegen nichts. Jeder wird zu einem Täter gemacht, alles wird auf die Goldwaage gelegt, jeder weiß, was man gemeint, und keinen interessiert, was man tatsächlich gesagt hat. Und du, Jakob, befeuerst das Ganze noch mit deinen Artikeln.«

Es schien zwecklos, Henry von der Richtigkeit der Dinge überzeugen zu wollen. Sie lebten in unterschiedlichen Welten. Sahen unterschiedliche Wahrheiten. Es tat Jakob leid, Henry so zu sehen; wie er nicht begriff, wie er allein an sein Schicksal, sein Theater dachte, nur die Ungerechtigkeit sah, die ihm widerfährt, aber blind ... nein, blind ist das falsche Wort. Henry ist nicht blind – es ist vielmehr ein Nicht-Wahr-Haben-Wollen, eine Ignoranz dem Leid der Millionen gegenüber, die ihn unempfänglich machte für die Worte Jakobs.

War er nun traurig wegen Henry oder wütend? Jakob wusste es nicht genau. Henry war sein Freund und genau deswegen war es ihm so wichtig, dass er ihn verstand, dass es ihm noch gelingen werde, ihn zu überzeugen. Der Abschied war kühl, aber in den Augen war noch das Bewusstsein einer alten Freundschaft, die keiner von beiden opfern wollte. Eine Umarmung. Ein Schulterklopfen. Den Schirm aufgespannt. Und schon war Jakob draußen auf den geschäftigen Straßen der Stadt. Er musste ein wenig Luft schnappen, die bedrückenden Gefühle aus den Beinen laufen. Henry zog es immer in die Natur. Dort suchte er die Entspannung. Aber Jakob suchte die Steine, das vom Menschen Geschaffene. Kein Baum, keine

Pflanze sprach zu ihm, aber die Häuser, die Arkaden, die Giebel, die alten Laternen und die Fassaden – all das sprach zu ihm, zeugte von Geschichte, von dem, was war und unterging, von den Irrtümern und Fehlleitungen der Menschheit und von ihren Triumphen, von der Erhabenheit. Das alte Ritterhaus, heute eine Polizeiwache. Jakob schmunzelte. Die Ritter von heute. Damals Fürsten, heute Diener. Er lief durch eines der alten Stadttore hinaus und für einen Moment hoffte er, Flur und Felder von einst zu erblicken. Bauern, die ihr Feld bestellten, galoppierende Edelmänner, ein Reisender zu Fuß auf dem Weg in die Stadt. Stattdessen prächtige Viertel der Gründerzeit, steingewordener Triumph über die Mühen des Feldes.

Der Regen ließ nach, die Menschen strömten weiterhin gedankenverloren von Geschäft zu Geschäft, Einkaufsstützen unterm Arm. Konsum, um zu vergessen, Konsum, um glücklich zu sein, Konsum, um sich zu betäuben. Jakob sah das Treiben um sich herum und wusste: falsch. Die Geisel unserer Zeit. Mit freiem Willen in die Knechtschaft. Freier Wille! Er blickte in die Gesichter der Menschen. Wie ein Strudel bewegten sie sich um ihn. In der Mitte er. Das Zentrum. Unbewegt. Er erkannte keinen freien Willen. Getriebene vielmehr. Gesteuert und manipuliert. Henry mit seinen hochtrabenden Worten »Die Freiheit des Individuums«. Welche Individuen, Henry? Siehst du nicht, wie sich die Individualität im gehorsamen Konsum auflöst? Wie alle dem gleichen Wahn verfallen? Eine steuerbare, gefügige Masse. Keine Individuen, Henry. Du und ich, vielleicht, aber die Masse, oh Henry, du weißt so gut wie ich, dass in den Wenigsten ein eigener Gedanke schlummert. Und allein der Gedanke ist es, der dich zum Individuum erhebt, sonst brauchen wir diese Bezeichnung nicht. Sonst ist jede Blume, jedes Blatt, jede Labormaus ein Individuum. Der Gedanke allein ist's, Henry, du weißt es, nicht wahr? Aber du willst es nicht zugeben! Henry, der Menschenfreund. Jakob schmunzelte. Menschenfreund. Freund von all den Idioten, die nichts Besseres zu überlegen haben, welche Smartphonefarbe ihren Charakter besser betont, welcher Urlaub sie interessanter beim nächsten gemeinsamen Kochen mit Freunden macht, wie ihr Profil beim Selfie am besten

zur Geltung kommt. Henry? Du, der Freund von denen? Ich bin kein Menschenfreund. Ich bin mehr. Freund der Menschheit bin ich. Jawohl. Das bin ich. Mir liegt das Wohl des Gesamten am Herzen, nicht jeder einzelne Selbstoptimierer. Wie ein Jäger, der sich um den Bestand sorgt, dem aber das einzelne Tier egal ist. Ein Gärtner, der Unkraut jätet, kranke Äste beschneidet und Platz für das Wachstum der gesunden, frischen Pflanzen schafft; er ist doch der wahre Bewahrer, der sich eigentlich Sorgende. Er ist der Freund, der Liebende. Wie einfach wäre es, jedes Unkraut wachsen zu lassen, im Liegestuhl in den blauen Himmel blinzeln die frohe Botschaft zu verkünden: Lasst es wachsen, es ist alles Natur. Henry, merkst du nicht, das bist du. Und alle lieben dich und alle klopfen dir auf die Schulter: Nein, wie großartig Sie sind, wie schön Sie das Unkraut wachsen lassen. Der Applaus der Idiotie, der Verblendeten, der nicht sehenden Masse, der ist dir sicher. Aber Henry, du bist kein Jäger und kein Gärtner, du bist schlicht und einfach ein Hedonist. Und in deiner Genusssucht gibst du dich als den Toleranten, den Liberalen, den Guten. Doch aber nur zur Tarnung, um selbst beim Genießen nicht gestört zu werden. Du liebst das Unkraut, Henry, und indem du das Unkraut liebst, kannst du nicht die Menschheit lieben. Das tue ich.

Jakob bemerkte in seinen Gedanken gar nicht, dass er bereits bis zum Flussufer gelangt war. Seine Augen folgten dem Lauf des Stromes. Er sah den mächtigen Damm. Er lächelte. Je mehr man den Fluss in eine Richtung zwingt, desto schneller erreicht er sein Ziel. Gleich der Zeit fließt er stets dem Einen hin. Und er wusste, seine Gedanken, die viele schon vor ihm gedacht und nun angewachsen waren zu einem starken Strom, ließen sich nicht mehr aufhalten. Sie fließen unabänderlich auf ihr Ziel zu. Kein Wehr und kein Damm kann den Weg hindern, das Meer der Erfüllung ist ganz nah.